



Jani Pietsch

# »Ich besaß einen Garten in Schöneiche bei Berlin«

Das verwaltete Verschwinden jüdischer Nachbarn  
und ihre schwierige Rückkehr



campus

»Ich besaß einen Garten in Schöneiche bei Berlin«

*Jani Pietsch*, Politikwissenschaftlerin und Historikerin, lebt als freie Autorin und Sachbuchlektorin in Schöneiche bei Berlin. Sie realisierte 2001 eine Ausstellung zum Thema, die im Brandenburgischen Landtag, der Staatskanzlei Potsdam und in der Kleinen Synagoge in Erfurt zu sehen war.

© Campus Verlag GmbH

Jani Pietsch

# »Ich besaß einen Garten in Schöneiche bei Berlin«

Das verwaltete Verschwinden jüdischer Nachbarn  
und ihre schwierige Rückkehr

Campus Verlag  
Frankfurt/New York

© Campus Verlag GmbH



## Dank

Die Hertie-Stiftung, die Hans Böckler-Stiftung, vor allem jedoch Dimitri R. und Sophie Stein in Larchmont und Watermill/New York unterstützten die Recherche und ermöglichen die Realisierung dieser Publikation. Dafür danke ich ihnen sehr.

Gedruckt mit Unterstützung der Hans Böckler-Stiftung

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek  
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie.  
Detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.  
ISBN 13: 978-3-593-38027-8  
ISBN 10: 3-593-38027-7

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Copyright © 2006 Campus Verlag GmbH, Frankfurt/Main

Umschlaggestaltung: Guido Klütsch, Köln

Umschlagmotive: Hintergrund: Gartenzaun der Familie Neumann in der Eichenstraße (2001).

Kleines Foto: Bei Familie Altmann in der Grunowstraße (heute Prager Straße), 1934:

Altmanns, Engländer, Krakauers und Schücks (Rudolf Altmann).

Druck und Bindung: KM-Druck, Groß-Umstadt

Gedruckt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier.

Printed in Germany

Besuchen Sie uns im Internet: [www.campus.de](http://www.campus.de)

# Inhalt

I. Inmitten der Peripherie – Eine Einführung	7
II. Geflüchtet	
Daten und Fakten zur Emigration	26
Wir vier sind G'tt sei Dank gesund	
Briefe in die Emigration	31
<i>Betty und Hermann Baranski, Edith und Bruno Neumann, Ruth Neumann</i>	
Keine Kunst in Großbritannien	45
<i>Max und Margarete Levy</i>	
Friedhof Shanghai	52
<i>Eugen Wolffheim</i>	
Mit Lenin und Stalin nach Prag, Paris und London	57
<i>Ilse Kroner</i>	
III. Deportiert	
Daten zu Deportationen und Mord	71
Nach Osten	78
<i>Lilly und Ernst Baum</i>	
Wir müssen verreisen	81
<i>Bertha und Samuel Breslauer</i>	
Der Tod vor der Deportation	93
<i>Fritz Soberski</i>	
IV. Untergetaucht	
Daten zur Flucht in die Illegalität	98
Mit 67 Jahren in den Untergrund	100
<i>Cecilie Rudnik</i>	
Beim Maurermeister	108
<i>Sally Simoni</i>	
Zivilcourage in Uniform	114
<i>Max Dittrich</i>	

V. Geschützt?	
Daten zu jüdisch-nichtjüdischen Familien .....	117
Karriere geht vor .....	123
<i>Susanne Ritscher</i>	
Zu Juden gemacht .....	136
<i>Wolfgang Kolsen</i>	
Ein Glück .....	145
<i>Hermann Doebelin</i>	
Katholische Witwe mit sieben Kindern .....	151
<i>Martha Fleischer</i>	
VI. Verwaltet und entschädigt	
Daten zur Entschädigung in Ost und West .....	161
Stadtschularzt will seinen Arbeitsplatz zurück .....	170
<i>Julius Goldstein</i>	
Anerkennung als rassistisch Verfolgter verweigert .....	178
<i>Rudolf Osten</i>	
Haus gegen Leben .....	184
<i>Kurt Louis und Martha Ellon, Heinz Ellon</i>	
Chronologie eines Gartens .....	191
<i>Sophie und David Engländer</i>	
VII. Die Namen der jüdischen Schöneicher	207
VIII. Anhang	
1. Anmerkungen .....	209
2. Archive .....	267
3. Nicht veröffentlichte Quellen .....	268
4. Interviews .....	268
5. Veröffentlichte Quellen .....	269
6. Literatur .....	271
7. Abbildungsnachweis .....	278
8. Abkürzungen .....	279
Dank	280

# I. Inmitten der Peripherie

## Eine Einführung

Sie vermeidet es, nach Berlin zu reisen. Jedes Mal beginnt unweigerlich und von neuem die Suche nach der Welt ihrer Eltern. Nach jener Zeit, in der es Großeltern, Großtanten und Großonkel, Cousins und Cousinen gab. Im heutigen Deutschland kann sie jene Welt nicht wieder finden und sie vermag sie sich auch nicht vorzustellen. Mirjam Krakauer war ein Kind von noch nicht ganz vier Jahren, als sie den kleinen Frachter bestieg, der sie und ihre Eltern im Frühjahr 1939 nach Südamerika brachte.

In dem östlichen Vorort von Berlin, der in den Erinnerungen ihrer Eltern gleichzeitig größtes Glück wie unermesslichen Schmerz bedeutet, lässt sich heute gar nichts finden. Schöneiche bei Berlin liegt im Berliner Speckgürtel, im Bundesland Brandenburg, auf dem Gebiet der ehemaligen DDR.<sup>1</sup> Seine Straßenbäume sind immer noch zahlreicher als seine Einwohner. Wer den Kiefernwald betritt, befindet sich bereits in Berlin. Jugendstilhäuser, kleine Villen und Einfamilienhäuser an Kopfsteinpflasterstraßen. Auf den meisten Straßen wirbelt jedoch immer noch der märkische Sand – wie damals, zu Beginn des 20. Jahrhunderts.

In jener Zeit, aus welcher der Schmerz und die Erinnerungen der Krakauers, der Ritschers, der Engländer und der Baums stammen, waren gut drei Prozent der Schöneicher jüdisch, also etwa 170 von 5.000.<sup>2</sup> In der preußischen Provinz Mark Brandenburg, zu der Schöneiche gehörte, lebten 7.600 Juden, und mit 0,28 Prozent war der jüdische Bevölkerungsanteil sehr gering.<sup>3</sup> Auf das gesamte Deutsche Reich bezogen lag der Anteil der jüdischen Bevölkerung in Schöneiche eher über dem Durchschnitt, prozentual vergleichbar mit Berlin.

Was kennzeichnete einen Berliner Vorort wie Schöneiche im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts? Vor allem lebendige Kontakte mit der Hauptstadt. Die Mehrzahl der Bewohner von Schöneiche fuhr zur Arbeit nach Berlin; das ist übrigens auch heute noch so. An Sommerwochenenden strömten Berliner mit Straßenbahn und Kremser nach Schöneiche, ließen sich im Holzkahn durch die gastliche Miniaturausgabe des Spreewalds staken, tranken Bier und Brause und tanzten sich durch die Ausflugslokale.<sup>4</sup>

Der Berliner galt als Garant für wirtschaftlichen Aufschwung und Blüte, für Restaurants, Kuranstalten, Eigenheimbau, Pachtgärten und



Örtliche Honoratioren posieren vor Straßenbahngleis (1910)

öffentliche Verkehrsmittel. Nach dem Modernisierungsschub um 1900 hatte sich die Entfernung zwischen Schöneiche und Berlin, der Metropole in der Nachbarschaft, praktisch zu einem Katzensprung verringert. Am 28. August 1910 verkehrte die erste private Landstraßenbahn fahrplanmäßig zwischen Schöneiche und Friedrichshagen; dort bestand jeweils bis 24 Uhr Anschluss an die Vorortbahn nach Berlin. An einem unspektakulären Wintersonntag des Jahres 1934 beförderte die Straßenbahn beispielsweise 4.000 Fahrgäste.<sup>5</sup> Auch die Besiedlung von Schöneiche entwickelte sich nach der Parzellierung von Grund und Boden im Jahr 1897 sprunghaft. »Auf in die Vororte! Auf in die Vororte des Ostens!«<sup>6</sup> warben die zahlreichen Verschönerungsvereine. Zum Kauf standen »baureife Waldparzellen an elegant gebauten Straßen und Alleen« mit »weiter Fernsicht über den Königlichen Forst nach den Müggelbergen« in der »anerkannt feinsten Villenkolonie im Osten von Berlin«.<sup>7</sup> Die Neubürger waren entweder jung und hatten Familie, oder sie befanden sich im Pensionsalter und suchten ein grünes Plätzchen für den Lebensabend. Beide Gruppen verfügten über relativen materiellen Wohlstand – so wie heute. Weniger begüterte Berliner Familien beackerten an den Wochenenden und in den Sommermonaten ihre Pachtgärten in Schöneiche. Eine urban geprägte Bevölkerung wurde zunehmend tonangebend im Ort. 120 Geschäfte und Handwerksbetriebe, darunter viele Baustoffhandlungen, Installationsbetriebe für Gas und Wasser, Licht- und Kraftanlagen sowie verschiedene Feinkostläden – sogar eine Dependence des berühmten Berliner Delikatessenhändlers Kempinski – geben Hinweise auf die sprunghafte Entwicklung der Villenkolonie und ihre gut situierte Einwohnerschaft.

Um 1930 stellten die Alteingesessenen nicht mehr die Mehrheit im Ort. Die zunehmende Anwesenheit von Berlinern blieb sicherlich nicht ohne Einfluss auf Verhaltenskodex und Umgangsformen; möglicherweise waren letztere bald weniger starr und festgeschrieben als in vergleichbaren Dörfern und Orten der Region. Im

Vereinsleben war die hier unterstellte provinzielle Weltläufigkeit jedoch nicht unmittelbar erkennbar. Man traf sich nach wie vor im Bürger- und Einwohnerverein, im Grundbesitzer- und Verschönerungsverein und im Nutzgeflügel-, Ziegen- und Kaninchenzuchtverein. Die erstaunliche Anzahl von fünf Turnvereinen und drei Männergesangsvereinen mag Auskunft geben über das große Interesse an diesen Künsten oder spiegelt die Zerstrittenheit von Sängern und Turnern der verschiedenen Ortsteile wieder.

Horns Kurhaus annoncierte bereits 1931 als Parteilokal der NSDAP, der Wirt Johannes Horn brachte es auf diese Weise bereits 1934 zum Ortsgruppenführer der Gastwirte.<sup>8</sup> Werbeanzeigen in lokalen Zeitungen weisen auf eine Vielzahl von Parteiversammlungen, Schulungen und Veranstaltungen der örtlichen Nationalsozialisten hin. Bei den Reichstagswahlen am 5. März 1933 erhielt die NSDAP in der Provinz Brandenburg über die Hälfte aller Stimmen, weit mehr als im Reichsdurchschnitt.<sup>9</sup> In den Ortsteilen Schöneiche und Kleinschönebeck stimmten jeweils mehr als 45 Prozent der Wähler für die NSDAP.<sup>10</sup> Die Gemeindewahlen vom 12. März 1933 erbrachten ein fast identisches Ergebnis, wobei sich der Stimmbezirk Villenkolonie Schöneiche mit 52,6 Prozent NSDAP-Wählern hervortat.<sup>11</sup>

Die Anhänger der Nationalsozialisten im Bereich des Protestantismus, die sich Deutsche Christen nannten, traten bereits 1932 bei den Wahlen zur preußischen Landeskirche an und erhielten auf Anhieb ein Drittel der Sitze.<sup>12</sup> In Schöneiche versuchten die Deutschen Christen, den amtierenden Pfarrer Joachim Heinrichs mit Denunziationen und Anzeigen zu Fall zu bringen. Dieser hatte in Schöneiche eine eigene Bekennende Gemeinde gegründet und stellte sich auch vor seine nicht-arischen Gemeindemitglieder. In der Hoffnung, dem 41jährigen jüdischen Komponisten Hans-Werner Katz die Emigration nach England zu erleichtern, taufte er ihn im Sommer 1939 heimlich in dessen Woh-



Horns Kurhaus, Konzertgarten (1920)



Schöneiche (1933)

nung. Erst im Jahr zuvor hatte er dessen 14-jährige Tochter Brigitte in der Dorfkirche getauft, was er dem Kirchenbuch jedoch erst Jahre später anvertraute.

Die Gemeinderäte demonstrierten Gesinnung, indem sie die örtliche Hauptstraße bereits 1933 in Adolf-Hitler-Straße umbenannten. Die in einer großbürgerlichen Villa residierende Rosa-Luxemburg-Schule, ein damals reichsweit bekanntes Schulungszentrum der KPD, wurde zum Adolf-Hitler-Haus und Standort der SA.<sup>13</sup> Das von Ordensbrüdern geleitete Pflege- und Erholungsheim für unterernährte Kinder wurde liquidiert und zum Sitz sämtlicher NS-Organisationen des Ortes, vom NS-Kindergarten und Jungvolk über die NS-Frauenschaft bis zum SA- und SS-Sturm.<sup>14</sup>

Mit ihrer Stellung in der sozialen Hierarchie repräsentierten die Gemeinderäte den Mittelstand des Ortes: Der Dentist Gerhard Betac war stellvertretender Führer des SA-Nachrichtensturms; der Volkswirt Dr. Erich Müller war NSDAP-Ortsgruppenleiter von Fichtenau; der Hauptlehrer Bernhard Entrich war zugleich der Ortsgruppenleiter der NSDAP in der Villenkolonie Schöneiche; der gelernte Rohrleger Wilhelm Kossebau war Ortsgruppenleiter der NSDAP im Ortsteil Grätzwalde und Vertriebsleiter des antisemitischen Hetzblatts »Völkischer Beobachter«. Der Obertelegraphen-Inspektor Ernst Schulze wurde anlässlich der Gemeindereform im Jahr 1939 als Bürgermeister abgelöst von Walter Gabel, der bereits SA-Standartenführer war.<sup>15</sup> Als Beigeordneter trug das langjährige NSDAP-Mitglied Schulze jedoch nach wie vor Verantwortung.

Die Umsetzung der in der Reichshauptstadt getroffenen politischen Entscheidungen auf regionaler Ebene und im unmittelbaren Handeln der lokalen Entscheidungsträger steht hier keineswegs im Mittelpunkt, sie ist jedoch bei der Betrachtung der individuellen Lebens- und Arbeitswelten der Verfolgten immer präsent.

Richtete sich das allgemeine Verwaltungshandeln einer kleinen Vorortgemeinde wie Schöneiche möglicherweise mehr an den moralischen Geboten einer übergeordneten Rechtsstaatlichkeit aus als das einer großen Gemeinde oder der Reichshauptstadt? Wie groß war der Spielraum innerhalb der geltenden Bestimmungen? Nutzten die Handlungsträger den ihnen zur Verfügung stehenden Entscheidungsspielraum, oder gab es nur willkürliches Verwaltungshandeln? Diesen Fragen wurde bisher wenig Aufmerksamkeit geschenkt, und sie werden sich nicht wirklich beantworten lassen ohne eine flächendeckende und nicht nur partielle Auswertung der eher spärlich vorhandenen Gemeindeakten aus den Jahren 1933 bis 1945. Dies wäre ein wünschenswertes Unterfangen, das ich hier jedoch nicht leiste.

Erstaunlich und erwähnenswert in diesem Zusammenhang ist jedoch eine Grundstücksangelegenheit aus dem Jahr 1942. Die Anfrage eines Schöneichers, der Ende 1941 eine Wohnung im zwangsgeräumten Wohnhaus der jüdischen Eheleute Baranski bezogen hatte und das Haus gegen den erklärten Willen des Eigentümers Hermann Baranski kaufen wollte, wies die Gemeinde mit der Begründung ab, »daß nach den zur Zeit geltenden Bestimmungen keine Möglichkeit gegeben ist, gegen den Willen eines jüdischen Grundeigentümers dessen Grundstück zwangsweise zu räumen, es sei denn, staatliche Organe führten durch besondere Entscheidung eine Beschlagnahme des Besitzes durch. Dies ist im vorliegenden Fall bisher nicht erkennbar geworden.«<sup>16</sup> Ebenso wie im gesamten Deutschen Reich war auch in Schöneiche spätestens mit dem Jahr 1935 jegliche Vertragsfreiheit jüdischer Hauseigentümer vorbei. Dass sich kein Hinweis für die gezielte Steuerung von Grundstücksverkäufen durch die Gauwirtschaftsberater der NSDAP in Schöneiche finden lässt, beweist nicht, dass es keine Einflussnahme gab. Jüdische Hauseigentümer sind nachweislich und in besonderem Maße auch in Schöneiche unter Druck gesetzt worden, Grund und Boden zu veräußern.<sup>17</sup> Jeder Verkauf eines jüdischen Grundstücks ging über den Tisch des Bürgermeisters, der den Verkaufspreis häufig senkte.<sup>18</sup> Ein gewisses »rechtsstaatliches« Empfinden und Handeln der lokalen Entscheidungsträger ist im vorliegenden Fall jedoch unübersehbar und Beleg dafür, dass eine solche Entscheidung auch im Jahr 1942 noch möglich war.

Als ich 1998 begann, ältere Ortsbewohner nach ehemaligen jüdischen Nachbarn zu fragen, waren die ersten Antworten gleichermaßen stereotyp falsch wie bezeichnend: »Hier gab es keine Juden. Hier war alles in Ordnung.«<sup>19</sup>

Ich war erst 1995 aus dem Westteil Berlins nach Schöneiche gekommen. Für die Alteingesessenen war ich eine, die nicht aus dem Ort kam und keine DDR-Sozialisation besaß. Meine Fragen lösten nicht direkt Ablehnung aus, eher freundliche Reserviertheit. Ich wiederum verhielt mich vorsichtig, denn ich brachte wenig mehr mit als ein leidenschaftliches Interesse an gesellschaftlichen Veränderungsprozessen, zugleich ein wesentliches Motiv meines Ortswechsels von West nach Ost zu diesem Zeitpunkt. Mein bis dahin gepflegtes pauschales Vorurteil gegenüber der Generation der Täter legte ich an meinem neuen Wohnort erstmals beiseite – zugunsten einer zurückhaltend-interessierten Befragung von Bewohnern eines Staates, dessen Innenleben mir vor seiner noch nicht allzu lang erfolgten Auflösung wenig bekannt gewesen war.

Auch die gesellschaftlichen Umgangsformen des Ortes, dessen Einwohnerschaft zu DDR-Zeiten auch von leitenden Mitarbeitern der



Ministerien, der Partei, der Grenztruppen sowie von zahlreichen Künstlern geprägt wurde, waren mir nicht vertraut. Nach dem Fall der Mauer und im ersten Jahrzehnt der Nachwendezeit schien das Kräfteverhältnis zwischen den ihrer politischen und gesellschaftlichen Position verlustig gegangenen SED-Funktionären und einer älteren Opposition – in Gestalt einer neu gegründeten SPD – sowie einer jungen oppositionellen und christlich-ökologisch geprägten Gruppierung – aus welcher das Neue Forum als politische Interessenvertretung entstand – zeitweise in antagonistischen Gegensätzen zu vereisen.

Hinzu kam die auch für mich neue und gewöhnungsbedürftige Situation, dass mein Mann im Sommer 1996 zum hauptamtlichen Bürgermeister des Ortes gewählt worden war und ich keineswegs inkognito durch den kleinen Ort streifen konnte. Ist diese meine neue Rolle eher hinderlich für mein Vorhaben gewesen, oder hat sie mir Türen geöffnet?

Hinter vorgehaltener Hand wurde mir mehrmals freundlich bedeutet, das Thema lieber fallen zu lassen. Der in vielen Straßen sichtbare Verfallsprozess der seit Beginn der 90er Jahre leer stehenden Wohnhäuser deutete auf eine beträchtliche Zahl von schwebenden Rückübertragungsprozessen und anstehenden Eigentumswechselln hin. »Bei deiner Recherche wird nur herauskommen, dass den Juden die größten Villen gehörten, und dass sie die jetzt wiederhaben wollen.«<sup>20</sup> Sätze dieser Art waren nicht selten gefolgt von antisemitischen Gemeinplätzen über »Juden, die schon wieder die Welt beherrschen«. Manches unschöne Wort schien direkt aus dem »Stürmer« zu stammen, wäre es nicht von Personen ausgesprochen worden, die erst während oder nach dem Zweiten Weltkrieg geboren und in der DDR aufgewachsen waren. Jüngere Schöneicher machten mich wiederholt darauf aufmerksam, dass die verantwortlichen Nazis nach Kriegsende restlos in die Westzonen geflüchtet seien.

Eines Tages wurde mir eine Plastiktüte über den Gartenzaun gereicht. Dr. Dagmar Nawroth, zu diesem Zeitpunkt Gemeindevertreterin, heute unter anderem Initiatorin und Leiterin eines Rentnertheaters, das sich großer Beliebtheit bei Schauspielern wie Publikum erfreut, hört besonders den ältesten Schöneichern aufmerksam zu. Die Tüte enthielt einen wilden Haufen von Zetteln mit überraschenden Hinweisen. Ich las »Adler, hinterm Kieferndamm. Hund hieß Prinz. Acht bis zehn SA-Tschakos holten ihn ab. Tochter musste sich von arischem Verlobten trennen.«<sup>21</sup> Die noch zahlreich erhaltenen Schöneicher Adressbücher aus den Jahren 1914 bis 1939 ergaben weitere Hinweise. »Adler, Ernst Israel, Dr. med., ohne Beruf, Woltersdorfer Straße 138/140« lautete der

**Alphabetisches Verzeichnis  
der Einwohner und Geschäftsunternehmen in  
Schöneiche bei Berlin**

Nach amtlichen Unterlagen und Umfragen.

Stand Herbst 1930. Das Verzeichnis ist nach dem Alphabet geordnet. Namen mit den Anfangsbuchstaben ae (ä), oe (ö) und ue (ü) sind hinter denen mit ad, od und ud eingereiht. Setzdruck und doppelte Eintragung erfolgt nur bei besonderer Bestellung. ⚡ = Fernsprechanschluss

**A**

Kaufers, Walter, Kaufmann, Mahnsdorfer  
Straße 2  
— Kurt, Brodusitz, Kriegenstr. 11  
Krause, Reinhold, Kaufmann, Eichenstr. 8/9  
— Kurt, Brodusitz, Kriegenstr. 11  
Krause, Carl, Kellereistr., Kollberg  
Straße 103. ⚡ Berlin 64 65 01  
— Hans, Waler, Kollberg Str. 103  
⚡ Berlin 64 65 01  
— Rudolf, Reichsb.-Ausstillabstr.-Kff.,  
Heunweg 28  
Krause, Hermann, Brodusitz I. R.,  
Eichenstr. 1  
Kühles, Paul, Arbeiter, Adolf-Hitler-  
Straße 87  
Kühnert, Otto, Kenner, Jägerstr. 48  
Kühl, Max, Kombitor, Heideberg Str. 16  
Kür, Ernst Israel, Dr. med., ohne Be-  
ruf, Woltersdorfer Str. 133/140  
— August, Hausgehilfin, Eichenstr. 29  
— Margarete, Witwe, Eichenstr. 29  
Kürsch, Berthold, Architekt, Adolf-  
Hitler-Str. 112. ⚡ Berlin 64 65 07  
— Bruno, Kaufm. Angest., Waldstr. 58  
— Friederich, Stenographin, Waldstr. 62  
— Friedrich, Steuerlehrl., Waldstr. 63  
— Friedrich, Buchhalter, Bredestr. 66  
— Julius, Dipl.-Ing., Borsensiboweg 14  
⚡ Berlin 64 71 10  
— Hermann, Dipl.-Ing., Am Königs-  
park 20  
— Richard, Zimmermeister, Adolf-Hitler-  
Straße 112. ⚡ Berlin 64 76 07  
— Robert, Pol.-Oberleut., Friedricks-  
bagger Str. 78  
— Wilhelm, Zimmerer, Schönecker  
Straße 44  
— Emil, Buchhalter, Schönecker Str. 44  
Kür, Kurt, Arbeiter, Adolf-Hitler-Str. 60  
— Walter, Bagararbeiter, Geestr. 3  
Kurs, Heinrich, Hauptlehrer, Schulstr. 10  
⚡ Berlin 64 71 62  
Kurs, Theresia, Witwe, Heunweg 46

Kittmann, Hedwig, Witwe, Geestr. 16  
Kittzler, Wilh., Schuhmacher,  
Rismannstr. 10  
Klumberger, Michael, Handl.-Geb., Königs-  
allee 7  
Klomb, Gustav, Reichsb.-Kanalmeister,  
Rollestr. 19  
Kniel, Margarete, Hausgehilfin,  
Am Langgatten 19  
Knders, Martha, Kilmhardtlerin,  
Scharnhorststr. 2  
Knders, Erich, Elektro-Monteur,  
Geestr. 3  
— Max, Kaufmann, Geestr. 3  
Kndert, Ernst, Ebertzeugreber, Duden-  
bockstr. 15  
— Kurt, Einkäufer, Dudenbockstraße  
Kndre, Clara, Kennerin, Kollgstr. 81  
Kndre, Hans, Hilfspol. u. Arbeiter, 23  
Kniaga, Robert, Schiler, Borsensiboweg  
Straße 29  
Knten, Gerhard-W., Ford-Betreiber,  
Gießerstr. 18. ⚡ Berlin 64 72 36  
Kpell, Rudolf, Geometriemath., Kurze  
Straße 8  
Kppl, Hans, Geb.-Angest., Schlageter-  
straße 19  
— Paul, Schlosser, Adolf-Hitler-Str. 141  
Kppel, Paul, Kombitor, Kollgstr. 28  
Krtz, Oswald, Buchhalter, Kirchenstr. 24  
⚡ Berlin 64 62 91  
Krtz, Elsa, Hausgehilfin, Kriegenstr. 18  
Krnol, Hans, Witwe, Borsensibowegstr. 17  
— Paula, Kennerin, Schulstr. 9  
— Otto, Kaufmann, Am Heiland 7  
— Otto, Hilfspol. u. D. Unterleut., 4  
— Otto, Witwe, Am Heiland 28  
Krnold, Gabriele, Dipl.-Handelslehlerin,  
Ebertsdenstr. 8  
— Hans, Komponist u. Schriftsteller,  
Auguste-Viktoria-Str. 15  
⚡ Berlin 64 65 20  
— Louis, Kaufmann, Ebertsdenstr. 8  
— Margarete, Kennerin, Auguste-  
Victoria-Str. 16

Eintrag im Adressbuch von  
1939: »Adler, Ernst Israel, Dr.  
med., ohne Beruf, Woltersdorfer  
Straße 138-140«

Eintrag im Schöneicher Einwohnerverzeichnis von 1936. Ich fand heraus, dass der Facharzt für Hautkrankheiten in der Frankfurter Allee 22 im Berliner Stadtbezirk Friedrichshain praktiziert hatte. In Schöneiche besaß Dr. Adler ein winziges hölzernes Sommerhaus, in das er und seine Frau Martha mit den Kindern zogen, als seine Praxis 1936 von den Nazis geschlossen wurde.

Erste Ergebnisse meiner Recherchen zum Schicksal jüdischer Schöneicher, die im Jahr 2000 in der so genannten Ortschronik veröffentlicht wurden, erfolgten ohne Nennung meines Namens; die Herausgeberinnen der Ortschronik meinten, mich auf diese Weise »vor antisemitischen Reaktionen von Ortsbewohnern schützen« zu müssen.

Zurück zu dem Satz »Hier gab es keine Juden. Hier war alles in Ordnung.« Wie ist eine solche Aussage angesichts des seinerzeit vergleichsweise hohen Prozentsatzes an jüdischer Bevölkerung im Ort möglich?

Mehrere Ursachen sind in Betracht zu ziehen. Haben die Schöneicher Bürger – wie dies überall in Deutschland geschah – die Erinnerung an ehemalige jüdische Nachbarn verdrängt? Oder wurden die jüdischen Schöneicher von ihren damaligen Nachbarn gar nicht als Juden wahrgenommen? Trifft letzteres zu, stellt sich allerdings sofort eine weitere Frage: Wie sind die Schöneicher nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges und während des 40-jährigen Bestehens der DDR mit der nationalsozialistischen Vergangenheit ihres Ortes umgegangen? Denn selbst wenn die von mir befragten Schöneicher vor oder während der NS-Zeit die jüdischen Bürger nicht bemerkt haben wollen, hat es im Ort nachweislich Verhaftungen und Deportationen jüdischer Bürger gegeben. Und das spätere Wissen um das Ausmaß des Holocaust hat innerhalb jedes Ortes Fragen aufgeworfen, so mit Sicherheit auch in Schöneiche. Bekanntlich hat der 1992 verstorbene Helmut Eschwege, der wohl als einziger Historiker der DDR umfassend zur Geschichte des Holocaust und der jüdischen Bevölkerung in der DDR gearbeitet hat, auch in Schöneiche recherchiert und Zeitzeugen befragt.<sup>22</sup>

Vielleicht hatte der Satz »Hier gab es keine Juden, hier war alles in Ordnung« jedoch auch mit mir zu tun. Damit, dass ich versuchte, mir Zugang zu Ereignissen aus der jüngeren Vergangenheit zu verschaffen, die man Fremden möglicherweise weniger gern anvertraut; insbesondere, da das individuell Erlebte bisher nicht im historischen Kontext thematisiert, sondern aus der offiziellen antifaschistischen Erinnerungskultur ausgeklammert bzw. von ihr abgetrennt worden war. All diese Gründe kann ich nur vermuten.

In mehr als fünf Jahren Recherche habe ich schließlich etwa 170 Namen jüdischer Schöneicher ausfindig machen können. Und dies auch mit Unterstützung von Schöneichern. Wie kam es zu diesem überraschenden Umschwung?

Als Ergebnis meiner Recherchen realisierte ich im Jahr 2001 die Ausstellung »Ich besaß einen Garten in Schöneiche bei Berlin« – Zeugnisse des verwalteten Verschwindens jüdischer Nachbarn.<sup>23</sup> Der

Einladungskarte zur Ausstellungseröffnung am 28. Januar 2003 im Landtag Potsdam



poetisch anmutende Satz, den ich zum Titel der Ausstellung machte, war von Dr. Samuel Breslauer, ehemals Chefredakteur des Berliner Lokalanzeigers und gleichzeitig Gartenbesitzer in Schöneiche, unmittelbar vor seiner Deportation in der ihm abverlangten Vermögenserklärung niedergeschrieben worden. Die in der Ausstellung gezeigten amtlichen Schreiben, Verfügungen, Rechnungen und Kalkulationen beleuchten das bürokratische und private Handlungsgeflecht: Bürgermeister, Finanzamt, Versicherungen, Landrat, Kreisverwaltung, Regierungspräsident, Polizei, Gestapo, NSDAP, Post, Gerichtsvollzieher, Transportunternehmer, Gebrauchtwarenhändlerin, Käufer und Nachmieter – sie alle haben bei Enteignung und Aneignung jüdischen Eigentums zusammengewirkt. Ich wollte die amtlichen Schreiben an ihre jeweiligen Ausgangsorte zurück bringen und zeigte die Dokumentation im Schöneicher Rathaus, in der Kreisverwaltung des Landkreises Oder-Spree in Beeskow sowie im Brandenburgischen Landtag in Potsdam. Wer im Sommer 2001 vor den Räumen des Schöneicher Einwohnermeldeamtes etwa auf die Verlängerung seines Reisepasses warten musste, konnte an den Wänden der Rathausflure zwischen amtlichen Mitteilungen auf Bruchstücke der nazistischen Schöneicher Vergangenheit treffen.

Zu diesem Zeitpunkt verfügte ich lediglich über vier Fotografien einer überlebenden Familie sowie ein Klassenbild aus dem Jahr 1932, das mir eine Schöneicherin zur Verfügung gestellt hatte. Waren es die Dokumente der Ausstellung, oder hatte ich einfach Glück? Jedenfalls wurde das von mir ausgelegte Gästebuch entgegen aller geäußerten Vorbehalte – »Der Ort ist viel zu klein, keiner wird etwas hineinschreiben, denn dann kann ja jeder Nachbar lesen, was man denkt« – genutzt, und in den folgenden Monaten erhielt ich verschiedene Hinweise und Gesprächseinladungen.

»Es gab weder Synagoge noch jüdisches Leben im Ort. Aller Wahrscheinlichkeit nach besuchten wir an den hohen Feiertagen eine Synagoge in Berlin-Charlottenburg, das war jedoch ein Weg von einer Stunde«,<sup>24</sup> erinnerte sich Ruth Balint in London. »Jüdische Geschäfte gab es meiner Erinnerung nach in Schöneiche nicht«, beantwortete der 83-jährige Dietrich Ritscher<sup>25</sup> von der Insel Hiddensee eine meiner Fragen. So gesehen scheint sich der jüdische Alltag in Schöneiche in denselben Bahnen bewegt zu haben wie der von Nichtjuden. Jüdische Geschäftsleute gab es jedoch. Die Kohlenhändlerin und der Fuhrunternehmer zum Beispiel waren jüdisch. Im Eisen- und Haushaltswarenladen wurden Hausfrauen und Handwerker von den jüdischen Besitzern bedient, und auch im Elektrogeschäft im Ortsteil Fichtenau stand die jüdische Besitzerin hinter der Kasse.

Die Dorfschule und die Lindenschule wurden von jüdischen wie nichtjüdischen Kindern besucht, und die Gymnasiasten fuhren gemeinsam in das benachbarte Berlin-Friedrichshagen oder nach Erkner zum Oberrealgymnasium, oder – wenn es Mädchen waren – zum Lyzeum. Die Erinnerung an die schönen Kindergeburtstage im Garten des jüdischen Schneidermeisters wird auf Nachfrage doch noch sehr lebendig. Ebenso der gemeinsame morgendliche Fußweg durch den Wald zur Stadtbahn mit dem jüdischen Kollegen von der Commerzbank. Oder die Ausflüge mit der christlichen Mädchengruppe – der eigene jüdische Familienhintergrund tat so lange nichts zur Sache, »bis die Nazis auch in Schöneiche an die Macht kamen«. <sup>26</sup>

Unterschieden sich die jüdischen Schöneicher jener Zeit von ihren nichtjüdischen Nachbarn?

Die Bandbreite der Berufe der jüdischen Schöneicher reichte vom Angestellten über den Arzt und Fleischermeister bis zur Strumpfwarenverkäuferin. Ihre Häuser und Wohnungen waren weder kleiner noch größer als die der nichtjüdischen Schöneicher. Einige Familien lebten religiös, andere nicht. Manche Familien waren zum

Ingeborg Ritscher, Lyceum  
Friedrichshagen  
(Mitte, Mittelscheitel,  
heller Pullover, 1934)



Christentum konvertiert und ließen ihre Kinder taufen. Einige wenige waren zu Atheisten geworden oder aus anderen Gründen aus dem Judentum ausgetreten. Jüdische Frauen heirateten nichtjüdische Männer und jüdische Männer verheirateten sich mit nichtjüdischen Frauen. Der Prozess der Assimilation war an der Schwelle vom 19. zum 20. Jahrhundert in Berlin weitgehend erfolgreich vollzogen. Und in den Berliner Vororten verhielt es sich anscheinend nicht viel anders.

Es hat auch jüdische Eltern im Ort gegeben, für die es das Schlimmste bedeutet hätte, wenn eines ihrer Kinder sich hätte taufen lassen oder einen Partner außerhalb der jüdischen Gemeinde gefunden hätte. »Du kannst alles glauben, nur keine Taufe!«, ereiferte sich der Redakteur Dr. Breslauer im Jahr 1920 in einer hitzigen Debatte mit seiner Tochter Irene.<sup>27</sup>

Manche der jüdischen Schöneicher fühlten sich als Juden, andere nicht. »Wir erlebten uns gar nicht als Juden, hatten gar keine Kontakte zu Juden. Erst durch die Nazis wurden wir darauf gestoßen«, distanzierte sich Dietrich Ritscher, dessen Großeltern bereits keine Mitglieder der jüdischen Glaubensgemeinschaft gewesen waren.<sup>28</sup> Ruth Balint hingegen war sich sicher, »daß mir schon als Kind bewußt war, daß ich jüdisch bin. Aber eher von dem, was um mich herum passierte als von innen heraus.«<sup>29</sup> Einige Schöneicher Familien scheinen für aufmerksame Antisemiten anhand ihrer Namen als Juden identifizierbar gewesen zu sein, wie der Fuhrunternehmer Alfred Schmul oder der Bildhauer Max Levy, andere wiederum hießen Neumann, Koch, Köhler oder Deilmann.

Der Auswahl der hier vorgelegten Porträts lag die Fragestellung zugrunde, wie sich der Alltag jüdischer Bürger während der Jahre der Verfolgung in einem Berliner Vorort abspielte. Eine mögliche Prämisse könnte der noch Mitte 1941 niedergeschriebene Satz einer jüdischen Schöneicherin sein: »Sonst nichts Neues von hier draußen, wir leben ja auf dem Lande, und da genießt man die Ruhe des kleinen Kaffs.«<sup>30</sup> Im Windschatten von Berlin, jedoch nicht unter so strikter Sozialkontrolle wie etwas weiter außerhalb, wo ein mit Fremdenfeindlichkeit gepaarter Antisemitismus und die kollektive



Werbeanzeige von Alfred Schmul im örtlichen Adressbuch (1930)

Ablehnung von Personen, die vielleicht nicht den völkisch orientierten Erwartungen entsprechen wollten, bereits Anfang der 30er Jahre zur manifesten Bedrohung wurden.

Hat sich in Schöneiche all das zugetragen, was im gesamten Deutschen Reich stattfand? Oder wurden die jüdischen Schöneicher weniger diskriminiert, verfolgt, deportiert?

Karrieristen ließen sich bereits 1933 von ihren jüdischen Ehefrauen scheiden, wie der Korvettenkapitän Alfred Ritscher, der wenig später als Staatsbeamter eine propagandistische NS-Expedition in die Antarktis leiten durfte. Auch aus Schöneiche emigrierten verfolgte Familien zwischen 1933 und 1939 in westeuropäische Länder, nach Südamerika und Südafrika. Ruth Neumann und Helmut Kolsen sind zwei von 10.000 jüdischen Kindern, die mit einem so genannten Kindertransport nach England gelangten. Die Schöneicher Sommergäste Altmann erhielten im Sommer 1936 ein Visum für Brasilien, der katholischen Witwe Martha Fleischer und ihren Söhnen gelang dies nicht. Wie für 18.000 andere Flüchtlinge wurde Shanghai zum letzten Rettungsanker für den Kaufmann Eugen Wolffheim und den Arzt Dr. Julius Goldstein.

Es waren vor allem die Schwächsten, die Älteren und die Armen, denen die Flucht ins Ausland nicht gelang. Nicht wenige ältere jüdische Deutsche waren geprägt vom Vertrauen in das preußische Rechtssystem. In ihrer Treue zum Staat waren sie diesem im Ersten Weltkrieg zum Teil als Kriegsfreiwillige an die Seite geeilt. Jene, die in den 60er und 70er Jahren des 19. Jahrhunderts geboren wurden, also die ältere Generation der Breslauer, Engländers, Baranskis, Baums und Peters, gehörten zu dieser Gruppe. Doch es gibt auch gegenteilige Beispiele. Die 67-jährige Unternehmerin Cecilie Rudnik entzog sich der Deportation, indem sie in den Untergrund abtauchte. Sie schien vollkommen vom Erdboden verschwunden, als die Gestapo sie deportieren wollte.

Aus den ländlichen brandenburgischen Gemeinden gingen Verfolgte nach Berlin, weil sie sich in der Anonymität der Großstadt sicherer fühlten und ihr Überleben mit Hilfe der sozialen Einrichtungen der noch existierenden jüdischen Gemeinde dort leichter zu organisieren hofften. Aus Schöneiche lassen sich keineswegs zahlreiche Beispiele für einen solchen Ortswechsel anführen. Allerdings ist der Fall des Berliner Sanitätsrats Dr. Eugen Heidenfeld überliefert, der erst 1932 nach Schöneiche zugezogen war. Als er die Anfeindungen seiner Nachbarn nicht mehr ertrug, kehrte er 1938 nach Berlin zurück. Er bezog im Ortsteil Wilmersdorf ein Zimmer zur Untermiete, aus dem er im Juli 1942 deportiert wurde.



Sanitätsrat Dr. Eugen Heidenfeld (Schnurrbart, Arm auf Reling, 1930)

Umgekehrt haben verfolgte Juden versucht, in Berliner Vororten unterzutauchen. Einige der Vorortbewohner haben sie unterstützt, wie der Schöneicher Sozialdemokrat, der dem Berliner Schneider Sally Simoni und seinen Eltern Zuflucht bot.

Auch in Schöneiche setzten Menschen ihrem Leben selbst ein Ende, als ihnen der Deportationsbescheid zugestellt wurde.

Jene, die zu Beginn der Deportationen aufgrund einer Verwandtschaft ersten Grades mit einem arischen Partner einen gewissen Schutz besaßen, waren spätestens ab Februar 1943 unmittelbar bedroht.

Die so genannten jüdischen Nachbarn hatten selbst auch Nachbarn. Nicht wenige von ihnen leben auch heute noch in Schöneiche. Trotz der erheblichen Fluktuation aufgrund der wechselvollen Geschichte der vergangenen sechzig Jahre gibt es bis heute eine nicht unerhebliche Kontinuität der Bewohnerschaft. Als Kinder und Jugendliche, die in den Organisationen der Hitlerjugend aktiv waren, erlebten diese Schöneicher den 9. November 1938, das Fernbleiben des jüdischen Mitschülers aus der Klassengemeinschaft, vor allem aber das Verschwinden jener Menschen, die ihnen vielleicht erst aufgefallen waren, als sie den Stern an Jacke oder Mantel trugen. Erinnerung an jüdische Nachbarn wird aus diesem Kreis eher spärlich überliefert. Wenn doch, wirken manche Wortzusammenstellungen in gewisser Weise ähnlich; den Satz »Jude Sachs stand immer unter der hohen Kastanie gegenüber der Bäckerei und versuchte, mit dem hochgeschlagenen Mantelkragen oder der Aktentasche den Judenstern zu verdecken«, formulierten verschiedene meiner Gesprächspartner nahezu identisch.

Meine Recherchen führten mich nach London, Mainz, Alfeld und Hannover, nach Wien und auf die Insel Hiddensee, und immer wieder



von Schöneiche nach Berlin, vom Fischerkiez über Lichtenrade bis Pichelsdorf. Die Interviews kreisten um Schöneiche. Doch jedes Mal schien der Ort ein anderer zu sein. Das in der späten Erinnerung romantisierte Bild der »Waldvillen-Colonie besseren Ranges – der Westen im Osten Berlins«<sup>31</sup> wurde mehrfach überblendet von Fahnen schwenkenden Aufmarschierenden oder der Verhaftung ehemals angesehener jüdischer Bürger in aller Öffentlichkeit. Gespräche mit späteren Bewohnern ehemals jüdischer Wohnungen sowie mit ehemaligen Arbeitskollegen jüdischer Schöneicher, die sich inhaltlich auf die Nachkriegszeit bezogen, ließen Rückschlüsse darauf zu, wie die Verfolgung jüdischer Nachbarn vor 1945 in den nächsten 50 Jahren wahrgenommen worden war.

Erinnerung ist einzigartig und individuell. 17 Tonkassetten speichern 60 Stunden Erinnerungen. Eine Geschichte, die vielleicht jahrzehntelang in dünnen Aktensätzen in irgendeinem Archiv verharrete, erhielt während eines Gesprächs unvermittelt ein Gesicht. Jemand hatte es über sich gebracht, das verschnürte Fotoalbum oder die weggesperrte Kiste zu öffnen.

Manchmal konnte ich Kinder oder Enkel der jüdischen Bewohner von Schöneiche ausfindig machen. Sie bestätigten den Hergang dessen, was Nachbarn oder ArbeitskollegInnen berichtet hatten oder was die Akten aussagten, oder aber sie korrigierten, oder fügten wiederum eine gänzlich neue Version hinzu. Die Perspektiven waren nie dieselben.

In den Archiven schien manche Recherche einen beschwingten Anfang zu nehmen: Großformatige Fotografien jener Plastiken, die Max Levy bei seiner Emigration in Schöneiche zurücklassen musste, ruhten scheinbar unberührt in einem Aktendeckel in Hannover. Die Klarheit der Figuren fasziniert und ließ für einen Moment vergessen, dass der Bildhauer bei der Emigration nicht nur das Werkzeug zurücklassen musste, sondern auch die Kreativität unwiederbringlich verlor.

Und immer wieder traten Überraschungsmomente ein, wenn beispielsweise die verschnörkelte Bauzeichnung für ein Wohnhaus in der Platanenstraße tatsächlich den Namen der Eigentümerin aufwies. Isedor Japhet



Plastik von Max Levy (1925)

hatte ich bereits im Schöneicher Telefonbuch von 1936 gefunden, aus der Zeichnung erfuhr ich, dass seine Frau Emma hieß und ihr Mädchename Lichtenstein gewesen war.<sup>32</sup>

Im Bundesarchiv Berlin<sup>33</sup> wurden die Unterlagen der Volkszählung von 1939, auf deren Grundlage die Nationalsozialisten später die Deportationslisten fertigten, für meine Recherche »aufbereitet«: Geburtsdaten, Anschriften und Anzahl der jüdischen Großeltern jener Bürger, die zum Zeitpunkt der Volkszählung in einem der Ortsteile von Schöneiche wohnten oder dort geboren waren. Die Recherche führt über Geburts-, Heirats- oder Sterbeurkunden, an Orden und Verdienstauszeichnungen entlang, zu Entlassungspapieren, Kündigungsschreiben von Arbeitgebern, Versicherungen und Vereinen bis zu Briefen an kirchliche Hilfsstellen, die bei der Flucht aus Deutschland behilflich sein könnten, dies aber im seltensten Fall waren.

In einer kleinen Straße im Norden Londons fällt der Blick aus einem Schlafzimmerfenster auf knorrige alte Eichen. Seit Ruth Neumann, die spätere Ruth Balint, Schöneiche als Schulkind verließ, sehnte sie sich nach den vertrauten Bäumen vor der Haustür. Für ihre verlorenen Eltern und Großeltern hat sie im Mill Hill Common, einem öffentlichen Park im Londoner Stadtteil Mill Hill, vier Eichen gepflanzt.

Die Überlebensgeschichte der Gemüsehändlerin Cecilie Rudnik basiert ausschließlich auf der Auswertung umfangreicher Archivbestände. Es ist mir nicht gelungen, mit Nachkommen in Kontakt zu treten oder Zeitzeugen ausfindig zu machen.

Über jeder biographischen Recherche thront der unermessliche Aktenbestand der Oberfinanzdirektion Berlin-Brandenburg – die aus der Registratur des Oberfinanzpräsidenten überlieferten Enteignungsakten.<sup>34</sup> Diese Behörde führte Buch über die Hinterlassenschaft der Ausgebürgerten und Ermordeten. Sie berechnete, wie viel das Deutsche Reich an jeder einzelnen Ausbürgerung, an jedem einzelnen Mord verdiente. Im Brandenburgischen Landeshauptarchiv in Potsdam lagern 150 Aktenordner mit Vermögensübersichten, 19 Aktenordner mit Deportationslisten, 18 Aktenordner mit Abrechnungsbelegen ausschließlich aus dem Jahr 1943, 26 Aktenordner mit Versteigerungsaufträgen jüdischen Eigentums und etwa 40.000 Enteignungsakten.<sup>35</sup> Die Aktenbestände wurden personenbezogen für die Veröffentlichung ausgewertet.

Nach dem Ende von Krieg und Verfolgung wurden in denselben Aktendeckeln mit denselben antisemitischen Kennungen die Anträge auf Entschädigung verwahrt.<sup>36</sup> Eingehftet waren eidesstattliche Erklärungen, Vollmachten, Beglaubigungen, Bescheinigungen, Bittschreiben und Sterbeurkunden. Als Margot Kolsen mir freundlicher-

weise gestattete, Einblick in die Entschädigungsakten ihres verstorbenen Ehemannes sowie ihrer Schwiegereltern zu nehmen, zerplatzte meine naive Vorstellung, zumindest die Geretteten hätten nach 1945 einen Neuanfang wagen können, wie eine Luftblase. Die Auswertung von 20 in den frühen 50er Jahren des 20. Jahrhunderts angelegten Entschädigungsakten erbrachte lebensgeschichtliche Informationen über einen Kreis von weit mehr als 50 Personen.<sup>37</sup> Insbesondere die verfolgungs- und kriegsbedingten Veränderungen der Lebens- und Arbeitsbedingungen schlugen sich in den Anträgen auf Heilmittel und Kuren oder in den wiederholten Bitten um Abschlagszahlungen auf zu erwartende Renten nieder. Die in den Akten befindliche Korrespondenz zeigt gleichzeitig schlaglichtartig die Traumatisierung der Kinder und Enkel Verfolgter auf, die in der Emigration überlebten oder als so genannte Mischlinge der Deportation entgingen. Ihre große psychische Belastung hat in späteren Lebensjahren bzw. in der transgenerationellen Übertragung häufig zu psychosomatischen Störungen, schwerwiegenden Krankheiten und Suizidversuchen geführt.

Ab 1990 folgten Restitutionsanträge, Schriftwechsel mit dem Ziel der Rückgabe der geraubten Gärten und Häuser, die nach dem Fall der Mauer wieder zugänglich schienen. Wiederum waren unzählige eidesstattliche Erklärungen, Beglaubigungen, Bescheinigungen, Bittschreiben, Sterbeurkunden, Nachweise der Erbfolge beizubringen. Aufgrund der Überlassung zweier kompletter Aktenbestände von Restitutionsverfahren beim Brandenburgischen Landesamt zur Regelung offener Vermögensfragen war es möglich, am Beispiel der Grundstücke der Familien Engländer und Ellon den gesamten Prozess der Enteignung exemplarisch nachzuverfolgen. Den Beginn markiert der Zwangsverkauf bzw. die Arisierung Ende der 30er Jahre, in den 40ern reißt das Deutsche Reich das Grundstück des Deportierten an sich. In den 50er Jahren wiederholt sich diese Enteignung oftmals – die Behördensprache hat hierfür die Umschreibung VE-Inanspruchnahme (VE für volkseigen) erfunden – und zwar seitens des Staats der DDR, auf dessen Staatsgebiet die Grundstücke sich befanden. Den Abschluss bilden ab Mitte der 90er Jahre und bis zum heutigen Tag die äußerst komplizierten und für beide Seiten häufig traumatisch besetzten Restitutionsverfahren, deren hohe Abschlussquote nicht über den unguuten Beigeschmack im subjektiven Empfinden der Betroffenen hinwegtäuschen sollte.<sup>38</sup>

Die Conference on Jewish Material Claims against Germany (JCC), die nach dem Vermögensgesetz als Rechtsnachfolgerin für erbenloses Vermögen eintritt, unterstützte in der Person von Dr. Wolfgang Weißleder dieses Projekt und die personenbezogene Recherche durch einen

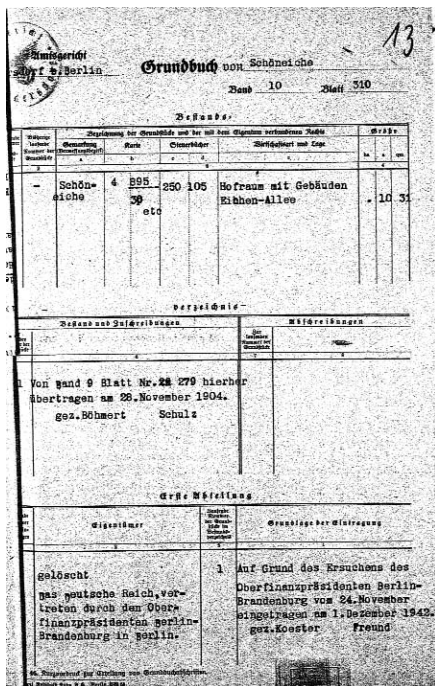
Ableich der Datenbanken und Informationsaustausch.<sup>39</sup>

In ihrer Eigenschaft als Erinnerungsbuch nennt diese Publikation die Namen der ehemaligen jüdischen Schöneicher. All jene, deren Angehörige – in Unkenntnis – hier nicht genannt sind, bitte ich um Nachsicht; bitte schreiben Sie mir. Das vorliegende Buch ist jedoch kein Gedenkbuch in dem Sinne, dass Geburts- und Sterbedaten sowie der ehemalige Hauptwohnsitz alphabetisch aufgelistet sind. Der biographische Schwerpunkt bezieht sich auf jene jüdischen Menschen, die ihren Lebensmittelpunkt um 1930 in Schöneiche sahen. Neben den Einwohnern mit Hauptwohnsitz gehörten hierzu all diejenigen, die sich an den Wochenenden und während der Sommermonate in Schöneiche aufhielten. Erst ihre Anwesenheit machte den Ort zur Sommerfrische.

Da es mir darauf ankam, Persönlichkeiten mit ihrem individuellen Lebensweg zu skizzieren, habe ich mich gegen eine zeitliche Ordnung entschieden. Nicht der Zeitabschnitt wird mit einem Ausschnitt aus einer Biographie belegt, es ist die Lebensgeschichte, die den Maßstab für den Zeitraum setzt.

Die Auswahl aus den lebensgeschichtlichen Interviews mit ehemals Verfolgten, ihren biographischen Materialien und schriftlichen Selbstzeugnissen folgte der Maßgabe, einen Menschen oder eine Familie zu charakterisieren, ihn oder sie mit ihrem Handeln und Denken nachträglich sichtbar zu machen. Die von mir interviewten Überlebenden und deren Angehörige gehören den Jahrgängen 1916 bis 1943 an.

Diejenigen, die den Holocaust überlebten, fast alle von ihnen physisch und psychisch krank, sahen sich



Grundbuch von Schöneiche mit dem Eintrag »Eigentümer: gelöscht«

bald mit einer Nachkriegsgesellschaft konfrontiert, deren Protagonisten und Handeln sie oftmals an die Zeit des Nationalsozialismus erinnerten.

Mancher kehrte aus der Emigration, der Haft, dem Lager oder dem Versteck nach Schöneiche zurück. Aber der Wunsch nach der Rückgabe des geraubten Eigentums oder Wohnhauses erfüllte sich weder in der sowjetischen Besatzungszone noch später in der DDR. Bald waren die so genannten Remigranten mit dem Misstrauen der Staatspartei SED konfrontiert. Waren die Westemigranten erst als Agenten des Imperialismus verdächtigt worden, wurde dieser Vorwurf nach der Gründung des Staates Israel abgelöst von der antisemitischen Verdächtigung, sie seien zionistische Agenten. Eine Rückgabe des von den Nationalsozialisten geraubten Eigentums oder eine Entschädigung lehnte die Deutsche Demokratische Republik ab. Heute lebt kein Familienmitglied ehemaliger jüdischer Schöneicher mehr im Ort.

Der Bürokratie der Bundesrepublik Deutschland lagen die ehemaligen Opfer weder am Herzen noch waren sie ihr gleichgültig. Der demokratische Rechtsstaat bemühte sich, Gesetze und Verordnungen zu erlassen und anzuwenden, in denen klar und eindeutig geregelt wird, wer Anspruch auf Entschädigungsleistungen hat. Um auszuschließen, dass Nichtberechtigte in den Genuss deutscher Renten oder Entschädigungsleistungen für einen erlittenen Ausbildungs- oder Berufschaden, für Schäden an Gesundheit oder Leben oder für den Verlust von Eltern, Ehepartnern oder Kindern kommen, sorgte der Gesetzgeber vor. Es ist nicht einfach, den Nachweis zu erbringen, dass man jüdisch ist und verfolgt war. Noch komplizierter ist das Nachweisverfahren für diejenigen, die sich selbst nicht als Juden sahen, weil sie Christen oder Abkömmlinge einer jüdisch-christlichen Ehe waren, aber trotzdem Stigmatisierung, Ausgrenzung und berufliche Einschränkungen erfuhr. Dass jeder Antragsteller ein potenziell Nichtberechtigter ist, bis er den lückenlosen Nachweis für das Gegenteil erbracht hat, wird im subjektiven Erleben der ehemals Verfolgten als Zumutung empfunden.

Die Frage, ob ein vor 1945 um Eigentum und Status gebrachter jüdischer Bürger mit seinem Restitutionsverfahren erfolgreich war oder inwieweit ihm dies verweigert wurde, lässt sich nicht allein danach beantworten, wie hoch die materielle Rückübertragung war. Zu fragen ist auch, ob ihm der Wiedereintritt in jenes sozioökonomische oder kulturelle Milieu gelang, dem er vor der Ausplünderung angehört hatte, oder ob ihm dieser eventuell trotz materieller Restitution verweigert wurde.

Die Enkelin von David Engländer erhielt nach der im Jahr 1999 erfolgten Rückgabe eines Gartengrundstücks eine Zahlungsauf-

forderung für ihren Anliegerbeitrag zum Straßenausbau der Gemeinde Schöneiche bei Berlin. Der materielle Vorteil, der dem Staat der DDR aus dem jahrzehntelangen Besitz der Immobilie entstanden war, wurde ihr weder angerechnet noch zurückerstattet, außerdem »ist in keiner Phase die Geschichte meiner Familie berücksichtigt worden«, schreibt Miriam Rothbacher, die »enttäuscht, verärgert und müde« ist. »Ich habe um eine Gerechtigkeit in dieser Angelegenheit gekämpft und habe letztlich doch immer wieder damit gerechnet, daß mir nicht nur mit Paragraphen, die ich ohne Rechtsanwalt gar nicht überprüfen kann, entgegnet wird, sondern daß irgend jemand in der ganzen Reihe von Menschen, durch deren Hände dieser Fall ging, mich mit Verstand, Gerechtigkeit und Anstand behandelte.«<sup>40</sup>

Es gibt auch ermutigende Nachrichten. Im Jahr 2005 sind 60 der 12.000 Einwohner des kleinen Ortes an der Peripherie von Berlin jüdische Immigranten. Es sind Flüchtlinge, die erst nach 1997 aus den GUS-Staaten nach Deutschland gekommen sind. In den Ländern der ehemaligen Sowjetunion begegneten ihnen sowohl der Staat als auch die Nachbarn mit Antisemitismus, und sie wurden benachteiligt und verfolgt. In Schöneiche ist die Gruppe mit ihrem Verein »Schtetl« im Kreis der örtlichen Vereine angekommen.

Die Gemeindevertretung hat sich nach einem intensiven Diskussionsprozess im Winter 2002 für ein Denkmal zur Erinnerung an die jüdischen Schöneicherinnen und Schöneicher entschieden. Ein Kunstwettbewerb unter den im Ort aktiven KünstlerInnen wurde ausgelobt, und die Jury entschied sich für den Entwurf von Eva und Peter Baumgart.

Am 27. Januar 2005, dem 60. Jahrestag der Befreiung der Häftlinge des Konzentrations- und Vernichtungslagers Auschwitz, enthüllte das Künstlerpaar zwei gebrochene Stelen im Schlosspark von Schöneiche. »Das Denkmal stellt die Brüche im Leben jener Menschen dar, die hier in Schöneiche als Juden verfolgt wurden«, charakterisierte der Bürgermeister die Stelen. Verwandte und Nachkommen von ehemaligen jüdischen Schöneichern waren gekommen, unter ihnen der Witwer von Ruth Balint, der Schülerin aus der Eichenstraße, die mit dem Kindertransport nach England entkommen war. Mark Balint las den Namen seiner Frau und die Namen ihrer ermordeten Eltern und Großeltern vor. Junge und ältere Schöneicher, Alteingesessene und Neuschöneicher, Mitglieder des Schöneicher Jugendparlaments, Vertreter von Parteien und Vereinen verlasen die Namen ihrer ehemaligen Nachbarn.



Mark Balint bei der Einweihung des Denkmals zur Erinnerung an die jüdischen Schöneicherinnen und Schöneicher (27. Januar 2005)

## II. Geflüchtet

### Daten und Fakten zur Emigration

»Bleiben oder gehen? Wohin? Mit welchem Geld? Mit welchen Risiken für die Zukunft? Was geschieht mit denen, die zurückbleiben?«<sup>1</sup> Nach dem Machtantritt der Nationalsozialisten hat es wohl kaum eine jüdische Familie gegeben, die sich nicht in diesem Dilemma befunden hätte.

Unter den 40.000 Emigranten des Jahres 1933 waren viele unverheiratete junge jüdische Männer. Neben dem ab 1933 staatlich sanktionierten Antisemitismus lagen ihre Beweggründe auch in der zunehmenden beruflichen Einschränkung. Auf der Grundlage des Gesetzes zur »Wiederherstellung des Berufsbeamtentums« waren bereits im April 1933 alle so genannten nichtarischen Beamten in den Ruhestand versetzt worden. Auch wenn es reichsweit nicht mehr als 5.000 Beamte mit jüdischer Glaubenszugehörigkeit gab, besaß diese Maßnahme eine gewisse Signalwirkung: Sie ermunterte die von Nationalsozialisten geführten neuen Landesregierungen und Gemeindeverwaltungen zu eigenen anti-jüdischen Initiativen. So blieb der staatlich gelenkte Boykott jüdischer Geschäfte und Praxen keineswegs auf den 1. April 1933 beschränkt. Lokale Behörden schlossen ortsansässige jüdische Ärzte von der Behandlung von Krankenkassenpatienten und Wohlfahrtsempfängern aus. Juristen und Jurastudenten vertrieben ihre jüdischen Kollegen gewalttätig aus den Gerichtssälen. Die 1933 eingerichtete Reichskulturkammer versagte es jüdischen Künstlern, Publizisten und Schriftstellern, ihren Beruf frei auszuüben. Auch ohne gesetzliche Handhabe wurden jüdische Handwerks- und Gewerbebetriebe von öffentlichen Aufträgen ausgeschlossen oder nicht mehr mit Waren oder Rohstoffen beliefert. Von ehemals 100.000 jüdischen Betrieben existierten im Herbst 1935 noch 75.000. 1938 gab es nur noch 9.000 Einzelhandelsgeschäfte und 5.800 Handwerksstätten in jüdischem Besitz. Sie waren außerstande, die schulentlassenen jüdischen Jugendlichen, die in arischen Betrieben weder Lehrstelle noch Arbeit erhielten, aufzunehmen.

Der tagtäglich praktizierten Entrechtung und Diskriminierung der jüdischen Bevölkerung gaben die im Jahr 1935 erlassenen Nürnberger Gesetze eine scheinbare staatliche Legalität. Das antijüdische Maßnahmenpaket reichte vom »Gesetz zum Schutz des deutschen Blutes und

der deutschen Ehre« bis zum »Gesetz über das Reichsbürgerrecht« und definierte eine rechtliche Sonderstellung für Juden.

Wer drei jüdische Großeltern hatte, oder wer zwei jüdische Großeltern hatte und gleichzeitig der jüdischen Religion angehörte, mit einem Juden verheiratet oder als Kind einer jüdischen Mutter oder eines jüdischen Vaters geboren war, den definierten die Nazis als Juden. Liebesbeziehungen und Eheschließungen zwischen Juden und Nichtjuden wurden unter Strafe gestellt. Tausende von Verurteilungen wegen verbotener Eheschließungen, so genannter Rassenschande oder der Beschäftigung von arischen Frauen in jüdischen Haushalten folgten.<sup>2</sup>

Weitere rassistische Kategorisierungen schufen eine Vielzahl von separierenden Schubladen und Kästen.<sup>3</sup> Nicht selten fühlten sich Nachbarn oder Arbeitskollegen regelrecht zur Denunziation ermutigt, auch um des eigenen Vorteils willen – der jüdische Arbeitsplatz, die jüdische Wohnung oder der jüdische Betrieb schienen für Nachbarn, Arbeitskollegen und Schnäppchenjäger in greifbare Nahe zu rücken – per Arisierung.

Ohne die finanzielle und materielle Unterstützung von Verwandten oder Freunden im Ausland oder von jüdischen Hilfsorganisationen war Emigration nahezu unmöglich.<sup>4</sup> Einreisevisen wurden zum Handelsobjekt geschäftstüchtiger Agenten, auch Schöneiche machte da keine Ausnahme.<sup>5</sup> Um ihre öffentlichen Wohlfahrtseinrichtungen nicht zu strapazieren, verlangten potentielle Aufnahmeländer von denjenigen, die um Aufnahme baten, ein Affidavit, eine beeidete Erklärung eines Bürgers, in der dieser sich bereit erklärte, ein Jahr lang für den finanziellen Unterhalt der einwandernden Person aufzukommen. Mit einem Affidavit oder dem Nachweis einer Arbeitsstelle konnte man im Konsulat ein Visum erhalten. Manche Staaten verlangten ein »Vorzeigegeld«. Dies musste so hoch sein, dass es dem Flüchtling ermöglichen sollte, seinen Lebensunterhalt in der Emigration für eine gewisse Zeit selbst zu bestreiten. Wovon sollte man leben in der Fremde? Ohne Sprachkenntnisse, womöglich mit einem Beruf, der sich in der Emigration als unbrauchbar erwies oder mit einer Ausbildung, deren Abschluss im Ausland nicht anerkannt wurde?

Wo sollte eine Berliner Vorortfamilie plötzlich Bekannte in Übersee herbekommen? Die überdies vermögend und zugleich willens waren, eine zusätzliche Person oder Familie mitzuversorgen? Ergab sich tatsächlich eine solche Chance, so stellte sich mitunter heraus, dass die anschließend zugewiesene Wartenummer für die Einwanderung aus einer sechsstelligen Zahl bestand und frühestens in zehn Jahren aufgerufen werden würde.